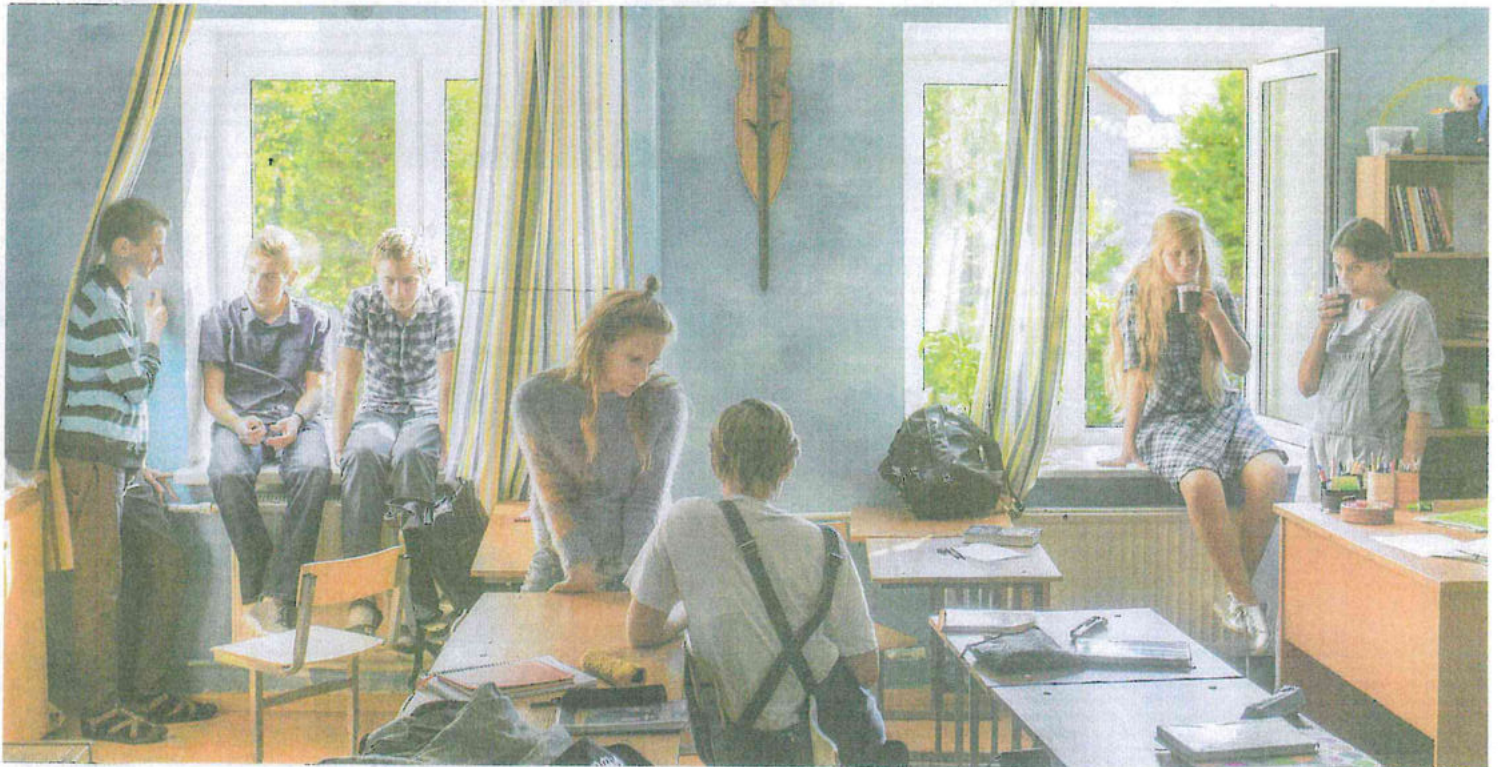


# CHANCEN

Mehr Chancen:  
Der Kampf für bessere  
Bildung ist die größte  
Aufgabe der Gesellschaft

Seite 63

61



Russland: Schüler  
der Waldorfschule  
Sogjesin bei  
Musik in der  
Pause

## Nächste Stunde: Namen tanzen

In Peking lesen Schüler nordische Sagen, im Silicon Valley pflanzen sie Blumen – überall auf der Welt werden Waldorfschulen gegründet. Wie verändert sich eine 100 Jahre alte Bildungsidee, wenn sie zum Exportschlagler wird? VON CHRISTOPH DRÖSSER, MAREIKE ENGHUSEN, HANNAH KNUTH, MARTIN SPIEWAK UND XIFAN YANG

**S**ie stehen in den Wäldern von Südkorea, am Baikalsee in Ostsibirien, am Golf von Alaska, sogar in einem Indianerreservat im Mittleren Westen der USA. Egal, in welche Richtung man von Deutschland aus aufbricht, fast überall auf der Welt wird man fündig. Ein deutsches Bildungsprodukt ist zum internationalen Exportschlagler geworden: die Waldorfschule.

Eine Bewegung, die kommende Woche hundert Jahre alt wird. Ihr Ursprung geht auf eine Schule in Stuttgart-Uhlandslohe zurück. Am 7. September 1919 gründete Rudolf Steiner dort auf Wunsch des Direktors der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik die erste Waldorfschule.

Damals wie heute orientiert sie sich an Steiners anthroposophischer Lehre, an seiner »Wissenschaft vom Geiste«. Steiner glaubte daran, dass Kinder nicht nur intellektuell, sondern auch handwerklich und emotional gebildet werden sollten. Ein »Lernen mit Kopf, Herz und Hand«, bei dem es um die »Sinneserfahrungen« der Kinder geht.

Waldorf, das sind Entwicklungsberichte statt Zeugnissen. Schulen, in denen es keine Direktoren gibt, sondern wo Eltern und Lehrer die Leitung übernehmen. Hier üben die Schüler Händeln und Eurythmie-Tanz, hier werden die Kinder bis zur achten Klasse in allen Hauptfächern von nur einer Lehrerin unterrichtet. Sie lernen nicht in Fächern, sondern in sogenannten Epochen; ein Thema wird drei bis vier Wochen lang behandelt.

Waldorfschulen definieren sich als Gegenentwurf zu den staatlichen Regelschulen, die unter den Steiner-Anhängern als unpersönlich und kalt gelten, als

Anstalten, in denen Stoffe inhaliert, Schüler belehrt und Kinder ausgelesen werden.

Wer in Deutschland einen Waldorf-Klassenraum betritt, der erkennt schnell den schnörkeligen Tafelanschrieb, die Wandfarbe, die für jede Klassenstufe vorgegeben ist, die gemalten Merkhilfen auf den Tischen der Schüler. Es gibt kaum Schulbücher – und vor allem: kaum Technik, weil sie nach der Waldorf-Überzeugung die Konzentration und Kreativität negativ beeinflusst.

Rudolf Steiner teilte Menschen in Sanguiniker, Phlegmatiker, Melancholiker und Cholерiker ein, und je nach Zugehörigkeit (=Temperaments) sollen auch die Schüler in einer Klasse gruppiert werden. Wie viele Waldorfpädagogen dieser Idee noch folgen, weiß niemand. Heute versteht sich nur eine kleine Zahl der Lehrer, Eltern und Schüler an Waldorfschulen als Anthroposophen. Die kruden rassistischen Ansichten des Meisters (»Die weiße Rasse ist die zukünftige«) spielen in den Schulen keine Rolle mehr.

Dennoch prägen Steiners Vorstellungen den Schulalltag bis heute, geblieben ist auch der urdeutsche Kern. Seit 100 Jahren lesen Waldorfschüler Grimmsche Märchen und nordische Mythen, sie studieren Goethe und den *Parzival*.

Bereits in den Zwanzigerjahren gründeten sich weitere Schulen und Lehrerausbildungsstätten. Seit 1990 hat sich die Zahl der Waldorfschulen in Deutschland mehr als verdoppelt, 250 gibt es mittlerweile. Als Privatschulen sind sie fest in der Schulwelt etabliert, werden staatlich anerkannt und finanziell bezuschusst. Im Durchschnitt übernimmt die öffentliche Hand rund 80 Prozent der Kosten.

Auch im Ausland wird die Waldorfpädagogik immer populärer. Außerhalb von Deutschland verteilen sich mittlerweile 956 Schulen und 1576 Kindergärten über den Globus. In den vergangenen zwei Jahren ist in Australien die Zahl der Schulen um 35 Prozent gestiegen, in Israel um 64 Prozent. Steiners Pädagogik ist damit neben dem Humboldtischen Universitätsentwurf und der Kindergarten-Idee von Friedrich Fröbel das erfolgreichste Exportprodukt deutscher Bildung.

Doch was genau wird da exportiert? Und wie wirkt diese so deutsche Pädagogik in anderen Ländern? Können Schüler in China, Israel und den USA die Idee, die einst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstand, in ihre eigene Kultur übertragen? Und warum wollen sie das überhaupt?

### Machikou, Peking

50 Kilometer vor der chinesischen Hauptstadt entfernt, in einem Vorort von Peking, stehen auf dem Parkplatz einer Schule ein paar Cadillac und Mercedes-Benz-Limousinen, daneben ein Gemüseschuppen. Drei Fahnenmasten ragen in den Himmel, aber an keinem von ihnen ist eine Landesflagge gehisst. Untypisch für eine chinesische Schule.

An diesem Tag feiert die Gusheng-Waldorfschule den ersten Abschlussjahrgang ihrer Mittelstufe. Acht Jahre ist es her, da haben Eltern und Lehrer die Schule gegründet, heute ist sie eine der bekanntesten Waldorfschulen von Peking.

Zhu Yuxuan ist der erste Junge der Klasse, der auf die Bühne geht. Die Schüler müssen eine Abschlusspräsentation halten, vor den Lehrern, Eltern und Mitschülern. Das Thema haben sie sich selbst aus-

gesucht. Zhu Yuxuan spricht über die Raketen-technologie von China, Russland und den USA – dann zückt er eine kleine Mitrörakete, die er selbst gebaut hat. »Man kann nicht erazern«, sagt er, während er selbstsicher auf der Bühne auf und ab läuft, »vorwas dieser Raketenkopf besteht. Seht, aus Papier!« Die Kinder aus den jüngeren Klassen lehnen sich nach vorn, bestaunen die Rakete, stellen Fragen.

Hinten im Raum steht Guo Ling, Zhu Yuxuans Mutter. Andere Eltern laufen an ihr vorbei, machen ihr Komplimente, was für ein Sohn! Guo Ling strahlt. Wie viele der Mütter hier verbringt sie viel Zeit an der Schule, wie viele ist auch sie nur für die Schule nach Machikou gezogen. Ihr Mann lebt im 300 Kilometer entfernten Shijiazhuang, er arbeitet als Ingenieur, während seine Frau sich um die Bildung ihres Kindes kümmert. Dass sie gerade für die Gusheng-Schule so weit weggezogen ist, liegt auch an dem Schulleiter, sagt Guo Ling. Er ist in Peking respektiert, an der Schule eine Art Vaterfigur. Das Kollegialitätsprinzip von Waldorf, nach dem Eltern und Lehrer zusammen die Schule leiten, scheint in einer streng hierarchischen Gesellschaft wie der chinesischen keine Option.

Zhu Yuxuan hat nun acht Jahre an einer Waldorfschule gelernt. Er hat nordische Mythen gelesen, Eurythmie getanzt, hat mit Goethe gelernt, wie man Pflanzen und Tiere beobachtet, und einige Jahre später dessen Werke gelesen. Er hat Sachen gelernt, über die viele Menschen in seinem Land sagen würden, dass sie völlig unbrauchbar seien.

Wie passen Waldorfschulen in ein Bildungssystem, das gepolt ist auf Leistungsdruck und Drill? In ein Land wie China, das zwar Pisa-Sieger produziert, aber auch Erstklässler, die erst um Mitternacht

ins Bett gehen, und Achtjährige, die Angststörungen haben? Der Grund, weshalb ausgerechnet in China die Waldorfpädagogik boomt, liegt weniger bei den Lehren Rudolf Steiners; in den vergangenen Jahren ist hier ein Trend hin zu einer alternativen Erziehung entstanden. Waldorf steht für eine Flucht aus dem System – in eine Welt, die gegensätzlicher nicht sein könnte.

Auch deshalb ist die Waldorfpädagogik von der chinesischen Regierung nicht offiziell anerkannt. Die Gusheng-Schule kooperiert mit einer anderen Privatschule und hat es so geschafft, ihre Schüler offiziell beim Staat anzumelden. Eine Lizenz hat sie nicht, das haben die wenigsten Waldorfschulen in China. Die lizenzierten Schulen bekommen regelmäßig Besuch von der Erziehungsbehörde, müssen Kompromisse finden: Wie viel Steiner ist möglich, wie viel Mao nötig?

Abschlüsse können die Waldorfschulen nicht verteilen. Wer in China sein Abitur machen will, muss zurück auf eine staatliche Schule. Deswegen endet die Schulbildung im Vorort Pekings auch nach der Mittelstufe. Trotzdem, so schätzt es der Direktor einer anderen großen Waldorfschule in China ein, ist die Zahl der Schulen im Land in den vergangenen fünf Jahren von 50 auf 80 angestiegen. Allerdings sind die meisten von ihnen nicht von der Internationalen Waldorfbewegung anerkannt. Viele Eltern schicken ihre Kinder nach der Mittelstufe ins Ausland, weil eine Reintegration in das staatliche Schulsystem problematisch und von den meisten Eltern nicht gewollt ist. Viele gehen nach Deutschland.

Fortsetzung auf S. 62

Fortsetzung von S. 61

Zhu Yuxuan wird seinen Abschluss in Berlin machen. Erst ein Jahr die Sprache lernen, dann auf der deutschen Waldorfschule das Abitur nachholen. Möglich ist das nur, weil seine Eltern das Geld dafür haben.

Die meisten Waldorfschulen weltweit finanzieren sich fast vollständig über die Schulgebühren, die die Eltern bezahlen. Sie sind ein Ort für Kinder aus gutbürgerlichen Schichten. «Das ist schon oft eine Elternförderung», sagt Nana Göbel, die Vorsitzende des Vereins «Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners». Man unterstütze einige Schulen in prekären Lagen. Viele sind das nicht.

Dabei war die Idee von Waldorf ursprünglich eine ganz andere: Es war ein politischer Antrieb, der den Unternehmer der Zigarettenfabrik in Stuttgart dazu brachte, eine Schule gründen zu lassen. «Es sollte eine Schule für die Kinder seiner Fabrikarbeiter sein – für Kinder aus unterschiedlichen Schichten. Diese Absicht hat sich in ihr Gegenteil verkehrt.

**Mountain Views, Kalifornien**

Inmitten des Silicon Valley, gut 15 Minuten von Apple und Facebook entfernt, steht ein flaches Gebäude zwischen Bäumen und Palmen, dahinter ein großer Garten. Die Kinder von Mitarbeitern der großen Tech-Unternehmen laufen hier hinein, in die Peninsula Waldorf School. Ihre Eltern arbeiten bei Google, Uber, eBay oder Tesla. Pierre Laurent ist der Vorsitzende des Elternbeirats der Schule, arbeitet als Berater im Silicon Valley – und legt Wert darauf, dass die Peninsula School keine dogmatische «Steiner-Schule» ist. Dabei zeigt ein Blick in das Curriculum, dass die Schüler auch hier Eurythmie tanzen, in der Oberstufe den *Parzifal* lesen.

Laurent sagt, er habe die Schriften des Waldorfbegründers nur oberflächlich gelesen. Damit ist er nicht allein. Nur etwa ein Zehntel der deutschen Waldorflehrer sünden heute der Anthroposophie nahe, sagt der Pädagogikprofessor Heiner Ulrich von der Universität Mainz. Die meisten würden die Lehre eher billigend in Kauf nehmen. Als Preis für eine Schule, über die Eltern sagen, dass sie sich mit besonderer Umsicht um ihre Kinder kümmern.

Pierre Laurent weiß zwar wenig von der Anthroposophie, aber er glaubt, dass Schüler ihr Wissen auch auf praktische und emotionale Weise erlangen sollten. Deswegen machen die Schüler der Peninsula Waldorf School, wo das jährliche Schulgeld umgerechnet 31.000 Euro beträgt, während des Unterrichts Gartenarbeit, pressen Äpfel zu Cider und bauen kleine Roboter. Ihre Smartphones müssen sie ausgeschaltet in ihre Rucksäcke lassen. Auch gibt es kaum Computer und Monitore in der Schule, bis zur zehnten Klasse ist digitales Lernen tabu.

So wie sich das für Waldorf gehört. Bloß nicht fürs Silicon Valley. Für den Ort, an dem Algorithmen programmiert und kleine Smartphone-Armbanduhren entworfen werden. An dem bei den Schülern zu Hause Geräte herumliegen, für die es in der Öffentlichkeit noch nicht einmal einen Namen gibt. Eine Schülerin sagt: «Ich glaube, das Ziel von Waldorf ist es, uns zu ermutigen, von den Dingen nicht abhängig zu werden.»

Die Peninsula Waldorf School ist erfolgreich, weil sie ein Fluchtort ist, eine Schutzzone. Ein Ort, an dem Eltern ihre Kinder vor einer Welt bewahren wollen, die sie selbst maßgeblich gestalten. Ob es richtig ist, die Kinder vor der «Unrast» der Welt, wie Steiner sie nannte, zu schützen – oder ob es besser ist, dass Kinder die Unrast der Welt früh erkennen (und lernen, sie zu ertragen) –, darüber streiten Eltern und Erziehungswissenschaftler häufig.

Die USA waren eines der ersten Länder, das Waldorf importiert hat, und es ist eines der Länder mit den meisten Einrichtungen außerhalb Deutschlands: Knapp 130 Schulen gibt es insgesamt, nicht alle von ihnen sind Privatschulen wie im Silicon Valley. Es gibt auch öffentliche und vom Staat finanzierte Waldorfschulen.

Weltweit sind über die Jahre Schulen mit unterschiedlich intensiver Waldorf-Ausprägung entstanden – doch sie alle tragen denselben Markennamen. Wer darf sich Waldorf nennen, und wer wagt darüber, wie eine Schule diesen Namen ausfüllt? Wo ist die Grenze dessen, was ideologisch akzeptiert wird?

Die Namen «Waldorf» und «Steiner» sind weltweit geschützt, das Markenrecht liegt bei der deutschen Waldorf-Zentrale in Stuttgart. Die Hürden, sich Waldorf zu nennen, sind anfangs nicht hoch. Wer eine Waldorfschule sein will, darf es probieren. Offiziell behalten darf den Namen nur, wer von der Internationalen Konferenz der Waldorfpädagogischen Bewegung anerkannt wird. Expertengruppen reisen dafür durch die Länder und erstellen Gutachten. Auch Nana Göbel aus Deutschland gehört dazu. In einem Grundsatzdokument ist festgelegt, wonach sich alle Waldorfschulen weltweit richten müssen: «Jeder Lehrere», heißt es dort, «verantwortet seinen Unterricht auf der Grundlage der anthroposophischen Menschenkunde.»

**Barmbeck, Hamburg**

Das Seminar für Waldorfpädagogik, eines von zwölf Ausbildungszentren für Lehrer in Deutschland, liegt in einem Hinterhof im Norden Hamburgs. Gunter Keller, 50, unterrichtet hier angehende Waldorflehrer. In seiner freien Zeit arbeitet er als Dozent und Lehrer im Ausland. Gerade war er zwei Wochen in Malaysia. In Georgetown auf der Insel Penang hat er Zehnklässler in Geologie unterrichtet. Es ging um Ozeane und die Vernetzung der Elemente. Im Herbst fährt er mit den Schülern nach Indonesien auf Exkursion, drei Vulkanke sind mit ihnen besichtigen. Die Schüler waren für den Unterricht aus den insgesamt drei Waldorfschulen im Land zusammengekommen. 300 Kilometer sind sie teilweise gefahren, haben bei fremden Familien im Ort geschlafen – nur für Keller. Weil sonst niemand da ist, um ihnen Geologie à la Waldorf beibringen.

Die Waldorfschulen in Malaysia sind noch im Aufbau, noch informell, gegründet von einer dort lebenden

chinesischen Minderheit. Fünf Frauen aus Penang, wohlhabende, gut gebildete Mütter, hatten von Waldorf im Ausland gehört und angefangen, ihre Kinder zu Hause zu unterrichten. Ingegend wann stieg in dem Ort die Nachfrage, und die Mütter wollten eine Schule gründen. Sie brachten einen Lehrer, riefen Schulen in den USA und Asien an, fragten nach Pädagogen, nach Lehrern wie Keller. Die entweder phasenweise vor Ort sind, also keinen regelmäßigen Unterricht geben, oder die bereits pensioniert sind und die Schule mit aufbauen können.

Mittlerweile gebe es in vielen Ländern Ausbildungsseminare für die Waldorfpädagogik, von Mexiko über Namibia bis Vietnam. Geführt werden sie meistens von Dozenten aus dem Westen, die den Lehrern vor Ort die Ideen Steiners nahebringen. Keller selbst leitet nebenher ein Seminar in Taiwan, stellt dort das Curriculum zusammen, sucht Dozenten aus. An der Tsinghua University in Hsinchu ist der Kurs für Waldorf Education mit 50 Studierenden ausgebucht. «Wir produzieren mehr Lehrer, als wir Schulen haben», sagt Keller. Waldorf ist in Taiwan ein Projekt des Bildungsministeriums, ein Versuchsmodell, das vom Staat beobachtet und unterstützt wird. «Weil sie mit ihrem eigenen System unzufrieden sind», sagt Keller.

Wer entscheidet darüber, welcher Dozent aus dem Ausland in jenen Land unterrichten darf? «Das koordiniert niemand», sagt Keller. Er erzählt, dass es Dozenten aus dem Westen gibt, die sehr dogmatisch lehren. «Als ich das erste Mal durch eine taiwanische Waldorfschule gelaufen bin, habe ich an der Tafel genau die gleichen Inhalte gesehen wie an Tafeln in Deutschland», erzählt er. Das sei doch irre. «In der fünften Klasse war der griechische Tempel dran, in der sechsten der römische Marktplatz mit den zwölf Tafelgesetzen.»

Die Eltern und Lehrer seien stolz gewesen, aber Keller sagt, ihn habe es unruhig gemacht. «Waldorf heißt doch nicht, dass man das deutsche Curriculum nimmt und es in einem anderen Kulturkreis lehrt.» Man könne es nicht einfach exportieren, man müsse es transformieren – auf den jeweiligen Kultur- und Schulkontext anwenden. Das müssten die Dozenten den angehenden Lehrern vor Ort auch so beibringen.

Aber wie ist das möglich, wenn vor allem Lehrer in Länder fliegen, die häufig selbst wenig über deren Kultur wissen? «Die Dozenten müssen sich das aneignen», sagt Keller. Aber er weiß, dass es Dozenten gebe, die das nicht gern tätigen, denen Waldorf ohne den deutschen Bildungsplan nicht gefalle. «Sie glauben, das entfremde Waldorf von seinem Kern.» Es ist eine Abwägung, die Waldorfanhänger treffen müssen: Wie weit passt man Steiners Vorstellungen an die jeweiligen Kulturen an? Wiesicht löst man sich davon? Es ging immer darum, das Ideal mit den Möglichkeiten vor Ort zu versöhnen, sagt Nana Göbel. Trotzdem bleibt die Frage: Ab wann bleibt von Waldorf nicht mehr übrig als ein bloßes Label?

**Kibbuz Hadaruf, Haifa**

In einer Siedlung unweit der Hafenstadt Haifa steht die älteste Waldorfschule Israels. Eine Ansammlung matschgelber Häuser, umgeben von viel Grün. Gilad Goldschmidt, 57, sitzt im Café des Kibbuz, weißhaarig und braun gebrannt, ein gläubiger Anthroposoph. 1989 hat er die Schule mitgegründet, nachdem er in der Schweiz Waldorfpädagogik studiert hat. Goldschmidt eröffnete die Schule mit 13 Schülern. Klassenlehrer war er selbst.

Er erzählt, wie die Schule wuchs und wuchs. Sie verstand sich als ein Friedensprojekt, arabische und jüdische Klassen führten gemeinsam 1001 Nächte auf. Heute unterrichten an der israelischen Waldorfschule in Hadaruf arabische Lehrer, ab der ersten Klasse lernen die Schüler Arabisch.

Dass Rudolf Steiner ein Antisemit war, scheint in Israel keine Rolle zu spielen. Sätze wie «Das Judentum als solches (...) ist ein Fehler der Weltgeschichte», wie Steiner 1888 schrieb, seien in der Siedlung «kein Thema», sagt Goldschmidt. Die ganze Anthroposophie basiere auf der Individualität eines Menschen, da sei es egal, «ob jemand jüdisch, schwarz oder sonst was ist.»

Weil Goldschmidt wollte, dass die Schule anerkannte Abschlüsse anbieten kann, erstellen sie einen «eigenen Lehrplan», der sich an dem staatlichen orientierte. Bibelunterricht, jüdische Traditionen. «Dazu gab es bei Waldorf nichts», sagt er. Er verbannte christliche Bezüge, stattdessen bekommen die jüdischen Feiertage seither eine anthroposophische Färbung. Statt germanischer Sagen lesen die Schüler Erzählungen einheimischer Schriftsteller.

Die Schule in Hadaruf hat Waldorf neu interpretiert. «Wir versuchen zu verstehen, warum Steiner beispielsweise germanische Mythologie durchnehme wollte, und suchen dann die jüdischen, israelischen Geschichten, die dazu passen», sagt Goldschmidt. «Wir haben aus Waldorf ein jüdisch-israelisches Projekt gemacht.» Heute hat Israel 24 Grund- und sechs weiterführende Waldorfschulen, dazu sieben anthroposophische Lehrerseminare. Gilad Goldschmidt sagt, er wolle Waldorf in Israel für alle zugänglich machen, «damit es keine Insel bleibt wie in Europa.»

2017 erntete das Bildungsministerium die Waldorfschulen als staatliche Schulen an, seither kommt der Staat für alle Kosten auf, es gibt keine Schulgebühren mehr. Goldschmidt sagt, er habe lange dafür gekämpft. Gleichzeitig gibt er zu, dass noch immer überwiegend gebildete, finanziell besterstellte Eltern ihre Kinder an seine Schule schicken.

Gilad Goldschmidt aber glaubt, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis seine Waldorf-Variante, letztlich die Abwendung vom irdischen Steiner-Kern, zurück zum eigentlichen Kern führe – zur Idee, dass Waldorf jedes Kind erreichen könne.

Mitarbeiter: Tucher Jiang

www.zeit.de/audio



Kanada: Kinder an der Toronto Waldorf School tanzen Eurythmie



Schweiz: Ein Schüler der Rudolf Steiner Schule Sihau nahe Zürich beim Töpfere



Kanada: Die Waldorfschule nahe Haifa ist die erste Steiner-Schule in Ostisra

**WORK-LOVE-BALANCE**



**Ich bin zurück und esse Currywurst**

In der Rushhour des Lebens auch noch umziehen?  
RUDI NOVOTNY hat es gewagt

Ich bin zurück. Aus einer anderen Stadt. Einem anderen Leben. Der Elternzeit. Monatelang war ich weg. «Du wirst uns fehlen», sagten die Kollegen. «Ihr mit auch», sagte ich. Dann tauschte ich ein. Büroflur im Neonlicht gegen Spazierenge im Sonnenschein. Currywurst aus der Kantine gegen Matjes vom Markt. Manuskripte voller Anmerkungen gegen Lätzchen voller Schmierereien. Ich war ganz weit weg. Und kam kein einziges Mal zurück. Nicht einmal für die Kollegen. Weil mir nichts fehlte.

Am Tag meiner Rückkehr war alles noch da. Büroflure, Manuskripte und Anmerkungen. «Schon zurück!», riefen die Kollegen. «Als wärest du nie weg gewesen», sagte der Chef. «Wollten Sie nicht in Elternzeit gehen?», fragte der Chef des Chefs in der Kantine. Er legte mir die Hand auf die Schulter. «Aber nicht zu lang, wir brauchen Sie.»

Ich hätte gerne vom Sonnenschein erzählt. Oder vom Markt. Sogar von den Lätzchen. Aber die Geschichten waren zu blass für das Neonlicht und zu sperrig für Büroflur.

Alles war da. Und nichts mehr vertraut. Meine Großmutter Maja redete oft von Rückkehr. «In die Heimat.» – «In die Hoffnungslosigkeit!», knurrte ihr Mann Herbert und erzählte, wie er Maja von dort weggeholt hatte. Aus diesem Land weit im Osten, diesem Dorf tief im Tal.

Mit einem Auto, das es in Majas Land selten gab. In Majas Dorf überhaut nicht. Maja besaß nur ein Fahrrad. Mit Platten. Und es war nicht leicht, was sie zuerst sah: Herbert oder das Auto.

Ganz sicher aber sah sie eine Chance. Das Tal war ihr zu eng, das Dorf zu klein und das Elternhaus zu dumpf. Und weil Herbert auch etwas sah, nämlich eine sehr schöne junge Frau, öffnete er die Wagentür. Maja sank in den Rücksitz, in den Wurstgeruch aus Herberts Boden, die den Wagen finanzierten. Genau wie Jacht, Chalet und Opernbälle, Majas ganzes neues Leben, das sie betrat, als sie dem Auto entstieg. Auf Herberts Wunsch wurde sie Ehefrau und Mutter. Das neue Leben war da. Und Maja dachte, das Chalet war zu dunkel, Herbert zu dumpf. Maja begann Bücher zu lesen, die Herbert nicht verstand, hatte Ansichten, die er nicht teilte, und wurde Vegetarierin.

Als das neue Leben alt war, verschluckte sich Herbert an einem Wurstzipfel. Maja trauerte, packte den Koffer und stand wieder im Dorf. Sie sah: viele Autos. Kaum Fahrräder. Eine Ruine, die einst ihr Elternhaus war.

Maja packte den Koffer nie aus. Sie übernahm Herberts Wurstbuden. Die führen jetzt auch Salete.

Mein Freund Simon hatte seine Heimat von Anfang an. «Provinzialität ist Gift für mein Potenzial!», pfeifte er. Im Sandkasten. Er verstand ihn nicht. Er sich auch nicht. Dafür verstand ihn seine Mutter. Schließlich war es ihre Meinung. Die keiner im Dorf teilte.

Simon wechselte vom Sandkasten in die Grundschule ins Gymnasium. Die Meinung über ihn wechselte nicht. Weder im Dorf noch bei ihm selbst. Simon liebte, was sein Potenzial forderte. Lehrer und Lexika. Dafür wurde er als Kind nicht zu Geburtsuren eingeladen, als Teenager nicht zu Partys und hatte in der Pubertät statt einer Freundin nur einen Spitznamen: «Samen.»

Nach dem Studium erfüllte Erwin sich jahrelang. In einem Land, noch etwas weiter östlich als Majas Heimat.

Per Mail kündigte er mir seinen Besuch beim Abi-Jubiläum an. Mit Bildern seines Apartments mit Fitnessraum, Jacuzzi und Kingsize-Bett, in denen jeweils Simon saß. Und ein Gruß: «Best, Sam (so heißt ich hier)!»

Beischulrig, breitbeinig und mit breitlippiger Begleitung betrat er das Jubiläum. Der Raum verstummte. Simon blickte sich um. Alle unverändert, nur älter, verkümmert vom Sitzen und Gebären. Er grünte. «Druckhal Ode», wie ihr sagt: Guten Abend! Sie strarren ihn an. Simon räusperte sich. «Druckhal heißt Freundschaft. Aber es ist auch eine Grußformel.» Tuscheln. Er hob den Finger. «Der Wortstamm ist druc.» «Plötzlich ein Ruf: «Super, Samen! Dann haben sie alle. «Samen! Seine Begleitung kicherte. Und lachte mit.

Als der Chef des Chefs mir die Hand von der Schulter nahm, biss ich in meine Currywurst.

Foto: Dorothea Noll/Kontrast Photo